Zeitschrift: Toggenburger Annalen : kulturelles Jahrbuch für das Toggenburg
Band: 18 (1991)

Artikel: Kind sein vor 70 Jahren im Obertoggenburg
Autor: Burg-Bösch, Engelina von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-883585

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kind sein vor 70 Jahren im Obertoggenburg

Engelina von Burg-Bösch, Zürich

Wenn ich mich anschicke, in meinen Kindheitserinnerungen zu kramen und Ihnen davon zu erzählen und wenn ich meine Erlebnisse überschaue, dann frage ich mich, wie weit sie mit dem Toggenburg überhaupt etwas zu tun haben. Ist etwas charakteristisch Toggenburgisches daran? Und was? Einzelheiten lassen sich gewiss nach «Irgendwo» verpflanzen; jeder hat Ähnliches erlebt. Sie, die Leser dieser Zeilen, Sie, die Sie mit dem Toggenburg auf irgendeine Weise verbunden sind, mögen selbst darüber entscheiden, ob ihnen etwas Typisches anhaftet.
Erinnerungen sind subjektiv, sie entsprechen nicht wissenschaftlicher Wahrheit, sie kennen keine unanfechtbare Chronologie, sind zufällig und nicht nach sachlicher Wichtigkeit geordnet. Gerade das macht ihren Reiz aus, man kann ins Erzählen geraten: Du, nein, das stimmt nicht! Das war damals anders, Zeit und Ort stimmen nicht. Und eigene Erlebnisse tauchen auf. Sie sind alle «richtig», weil sie in dieser einzigartigen Weise ein grösseres oder kleineres Stück Leben geprägt haben.

Heimat

Ich habe mich gefragt, ob ich dieses malträtierte, verkitschte, verpolitisierte Wort, oft erfüllt von falschem Pathos, überhaupt einfliessen lassen solle. Aber es gibt keinen wirklichen Ersatz. Wissenschafter streiten sich um die richtige Definition – aber jeder einzelne von uns weiss, was er darunter versteht: Nämlich den Ort, an dem er sich wohl fühlt, der meistens auch mit dem Ort identisch ist, in dem er aufgewachsen ist und in dem nahe Verwandte wohnen.
Für mich besteht die «Heimat» im weiteren Sinne aus den Dörfern Ebnat, Kappel, Hemberg und Krummenau und all den harmonischen Hügeln und Einschnitten links und rechts der Thur, so weit mich meine kurzen Beine trugen: Dicken, Blomberg, Brandholz, dem Bendel mit seiner Ferienkolonie, dem Salomonstempel mit seinen Teppichen von Beeren und dem Steintal, das in seiner unüberbietbaren Kargheit im Frühling übersät war von seltenen Blumen: Krokus, Maienglöcklein, Märzensterne – andernorts Aprilglocken genannt –, Knabenkräuter, Iris, «Rolleblueme» und andere mehr. Lange Jahre später hatte ich ausgerechnet besonderes Heimweh nach der Abgeschiedenheit dieses schattigen, abweisenden Tals, stellte mir in schwierigen Zeiten vor: Wenn ich schon allein sein sollte, dann richtig allein. Ich wollte mir ein Häuschen suchen und meinen Webstuhl in die Stube stellen. Eines Tages machte ich mich auf in die «Wüste». Aber das Auto, mit dem ich eine Strecke fuhr (mit Spezialbewilligung!), bockte, die abgefahrenen Pneus fanden keinen Halt im glitschigen Untergrund, und so kehrte ich um, bevor ich eines jener taschentuchgrossen Wieslein gefunden hatte, die mir meine Erinnerung vorgegaukelt hatte. Ich kann es immer noch nicht glauben: Sie müssten doch existieren, die Matten in der steinigen Wildnis... Nun fehlte nur noch, dass es im Salomonstempel keine Beeren mehr gäbe!
Heimat im engern Sinne umfasst nur ein paar hundert Quadratmeter: Den Ebnatsrain bis hinauf zur Kirche, wo er seinen Namen verlor. Von hier an ging man «ins Dorf» oder «in die Thurau». Dazu die Querachse vom «alten» Schulhaus zum «neuen», zum Doktorhaus, einem jener eindrücklichen, aristokratischen Quadratgebäude, über die Strasse zu Kirche, Pfarrhaus, Bäckerei und Grossmutters viel gerühmtem Spezereiladeli. Bis zum Erwachsenenalter verbrachte ich alle Ferien in dem heute unter Denkmalschutz stehenden Haus. So ist es verständlich, dass der gleich gegenüberliegende bäurische Herrschaftssitz des Steinfels und die Bierbrauerei, das Kollern der Holzfässer, der lebhafte Betrieb beim Brunnen, das Scherzen, Lachen und Fluchen der «Biermänner» auch in meinen Erinnerungsbereich eingeschlossen sind. Der Steinfels selbst bleibt in mir als ein trutziges, leicht feuchtmuffiges Gebäude. Eigenartigerweise kann ich mich nur an die dicken, weissgetünchten

Mauern und die tief eingelassenen Fenster, aber an kein einziges Möbel erinnern. Der Steinfels existierte nur, um zu hallen, wenn man etwas hineinrief und dann das Hallen auf geheimnisvolle Art zu verschlucken, ein Phänomen, das ich immer wieder mit einem Anflug von Angst erprobte. Allzu gerne hätte ich den vornehmeren Zwilling dieses imposanten Blocks, den Felsenstein, einmal gesehen. Aber er wies mich ab. Durch welche Umstände hatten sich wohl die drei steinernen Kolosse, das Doktorhaus, der Steinfels und der Felsenstein, in ihre feingliedrigere, hölzerne, dörfliche Nachbarschaft verirrt?
Dieser kleine Fleck Erde blieb mir Heimat. Nie wieder habe ich ein ähnliches Gefühl von Zugehörigkeit, Geborgenheit und Gemeinschaft erleben dürfen. Das Ausgestossensein aus dem Paradies, einem gewiss bescheidenen Paradies, wird mit zunehmendem Alter von steigender Wehmut überwachsen wie ein Haus von Efeu oder Reben. Ich weiss, ich weiss: Das Alter verklärt, was gar nicht immer so herrlich war.

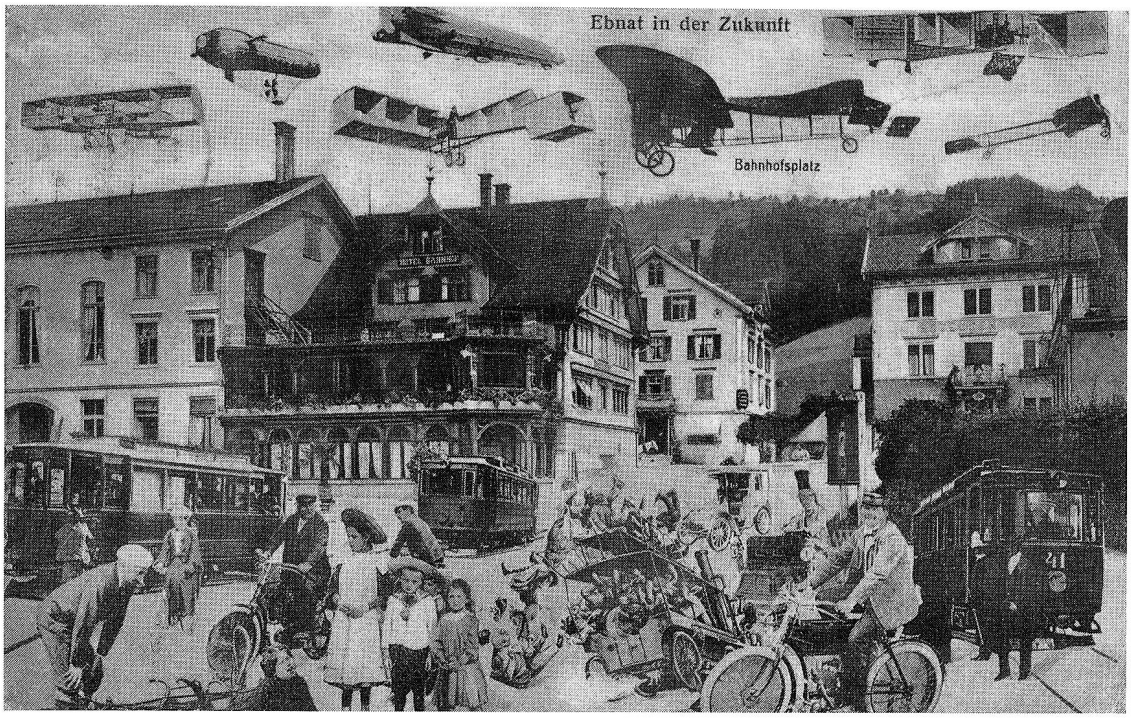
Zugehörigkeit, Gemeinschaft, Geborgenheit

Ich bin im «neuen» Schulhaus geboren; Lindenschulhaus heisse es heute, habe ich mir sagen lassen. Ich habe dort gute neun Jahre gelebt, bevor meine Familie nach St. Gallen umgezogen ist, in eine Welt, die den Abschluss meiner eigentlichen Kindheit bedeutete.
Das «alte» Schulhaus existiert nicht mehr, dieses alte Schulhaus, in dem meine Verwandten wohnten. Der verwilderte Garten schien eigens für mich geschaffen worden zu sein: Da durfte ich sein und schnabulieren, und wenn ich besonders mutig – und ungehorsam – war, setzte ich mich auf die Mauer und guckte mit baumelnden Beinen von meinem Hochsitz auf die Strasse hinunter, Richtung Thurau. Viel zu sehen war zwar nicht. Aber es war so schön, allein zu sein in der Geborgenheit.
Obwohl «Schule» für mich schon vom Wohnort her alltäglicher war als für andere, habe ich keine Erinnerungen der Verbundenheit an meine erste Schulzeit. Meine Lehrerin, Martha Meyer, hatte ich zwar ins Herz geschlossen. Sie muss eine sehr mütterliche und gleichzeitig strenge und gerechte Frau gewesen sein. Ich setzte mich gerne in die Schulbank bei ihr. Aber meine Kameraden verschmolzen nicht zu einer Einheit. Es war, als hätte jeder sein abgegrenztes Gebiet mit Seitenwänden aus Glas links und rechts, vor sich die Bankklappe, darunter das Tablar mit Heft und Buch und Schiefertafel und vorn die Griffelschatulle. Natürlich wurde über die unsichtbaren Wände hinaus getuschelt, eingeflüstert, aber das baute die geisterhafte Trennung für mich nicht ab, auch das schreiende Herumrennen auf dem Pausenplatz baute sie nicht ab. Zugehörigkeit bot mir der Spielplatz bei der Kirche, der mit der Schule nichts gemein hatte, Zugehörigkeit und Geborgenheit boten mir Sippe und Nachbarschaft. Da hiess es «Willkumm i de Stobe», wenn man eintrat und «chönd züenis», wenn man wegging. Es hat mich immer bewegt, dass es für das Ritual des Weggehens keine Einzahl gab. Ich vermute, diese besondere Art des Sich-verabschiedens ist längst gestorben so wie der Dank für das Goldvreneli, das man am Neujahr von der Gotte erhielt: «Tanke hunderttusig mol zom Schönschte, vergelt's Gott!» und das man dann, Gold hin, Gold her, aufs Sparbüchlein einzahlte.

Neue Welt

Neues, Fremdes – und wäre es noch so unscheinbar gewesen – wurde nicht gleich niedergewalzt durch wieder Neues, Fremdes. Man bestaunte es viel intensiver, als man es heute täte, und man kostete inzwischen längst zur Selbstverständlichkeit Gewordenes gründlich aus:

- Da kam eines Tages ein Bärenführer und liess sein Tier tanzen. Scheu und hingerissen betrachteten wir es – von Tierschutz oder Tierquälerei wussten wir damals noch nichts, nur vom Gefühl der Faszination.
- Oder es brummte ein Flugzeug über Ebnat hin – Grund genug, die Schule zu unterbrechen.
- Oder es erschien das erste Wanderkino. Jacky Coogan mochte wohl der erste Filmschauspieler gewesen sein, den ich bestaunte. Es müssen nach heutigem Empfinden schauderhafte Filme gewesen sein – wir genossen sie! Schade, dass kein Fotograph da war, um unsere Gesichter abzulichten (ein Wort, das damals noch nicht existierte). Aber man stelle sich die Apparatur vor, deren er sich in der Dunkelheit zu bedienen gehabt hätte!
- Am Ebnatsrain arbeitete ein Garagist. Unser Vater lud uns zu einer Fahrt im «Taxi» nach Hemberg ein. Wir fühlten uns als Auserwählte – leider (im Rückblick glücklicherweise, weil vergnüglicher) brach bei der Rückfahrt ein Unwetter aus. Bis all die Stangen für das Verdeck am richtigen Platz waren ohne einzuknicken und die Druckknöpfe für die Seitenwände zugeknipst waren, waren wir durchnässt. Die Seitenwände hielten dann doch nicht dicht und flatterten im Wind.
- Unvergesslich auch der erste Radio-Apparat in der Stube meiner Oberdörfli-Tante! Wahrscheinlich krächzte er erbärmlich, was



Postkarte um das Jahr 1920

nicht hindert, dass mir damals die Matthäuspassion von Bach zum einmaligen Erlebnis wurde (es ist möglich, dass diese Episode erst aus meinen spätern Ferien, d.h. nach meinem 10. Lebensjahr stammt).

Musik

Überhaupt: Musik. Ich glaube nicht, dass es unberechtigter Stolz der Einheimischen ist, wenn sie die Toggenburger als ausgesprochen musikalisch bezeichnen. Höre und sehe ich irgendwo Schülerchöre – wobei ich natürlich professionell geschulte ausschliesse –, so vermag mich zwar ihr Fleiss zu rühren, aber eine Achtelnote zu tief und eine Sechzehntel zu hoch mit einem Abschnappen der Endsilben, ganz abgesehen von der jämmerlichen Aussprache, ärgern mich und tun meinen Ohren weh. Wie rein dagegen die Schüler des Lehrers Edelmann im Dicken und seines Nachfolgers klangen, wie frisch, natürlich und doch gekonnt! Die Erwachsenenchöre des Dorfes waren wohl nicht über alle Zweifel erhaben, so wenig wie das Jodeln und Zeuerlen, aber es war ein tiefes Bedürfnis dafür da. Und welche Mutter würde wohl beim Abwaschen in der Küche Teile der Schöpfung Haydns singen, obwohl sie das Werk nur bei der Aufführung gehört hatte? Und eigentlich: Welches kleine Mädchen würde sich daran erinnern, wenn es nicht eine Toggenburgerin wäre?
Am schönsten aber kam der Hang zur Musik an lauen Sommerabenden zum Ausdruck: Man sass auf dem Feierabendbänklein vor dem Oberdörfli-Haus, ein Gespräch tröpfelte so dahin, schwoll an, versiegte wieder; der Nachbar brachte einen Stuhl herüber, irgend einer stimmte ein Lied an, die Jungfer von drüben mit ihrer sonoren Stimme gesellte sich dazu – und dann wurde gesungen, gesungen, mit allen Versen und Texten, zwei- und dreistimmig, bis die Nacht hereinbrach und es zu kühl wurde. Musste ich wohl darum, als es mich nach St.Gallen verschlug, immer wieder vor die Klasse treten und «meine» Lieder singen? Eine Auszeichnung? Nein, das Abgesondertsein begann, da halfen alle Liebeszettelchen und «Heiligenpapierchen» unter meiner Griffelschatulle nichts: Ich war nicht mehr aufgehoben, ich war die «Zugezogene», die Fremde.
Noch ein letztes Wort zur Musik: Die Überlieferung sagt mir – sie mag falsch sein – die Obertoggenburger hätten wegen ihres Glaubens keine orgelbegleiteten Gottesdienste feiern dürfen. Darum habe es so viele Hausorgeln gegeben. Nur darum? Sie hätten ja auch ohne Orgeln Hausgottesdienste feiern können. Die Musik war ein Teil dessen, was ich als Gemeinschaft empfand.

Spiele

Gemeinschaft waren aber auch unsere Spiele auf dem Kirchplatz: Fangis, Verbannis mit ihren unverständlichen Eingangsritualen: Ene, dene, dusse, ene dusse, ene daa, egge para simplio, pia, pia, puff und du bisch ehr- und redlich duss. Dann die Spruchspiele:
«Vatter, Muetter, tar i uf d Gass?» /«Nei» / «Die andere Chind sind au uf de Gass» / «Die

andere Chind sind Schleppseckel»/ «I will au eine si!» Und weg stob «wiichsend» die Bande. Oder: «Meister gib mir Arbeit an.» «Was für eine?» «Schöne, gute, feine» / «Mach sie einmal vor».
Und dann begann das mimische Spiel bis zum Erraten, das Haschen und Schreien. Ja, wir waren wohl recht lärmig, aber niemand schien sich daran zu stossen, und vor allem: Wir hatten es nicht nötig, um des Schreiens willen zu schreien oder das Schreien gar als Erwachsene nachzuholen in der Form einer therapeutischen Massnahme.
Eigenartigerweise hatten wir kaum «Freundinnen», die sich absonderten und tuschelten, sei es, dass die Gemeinschaft zu stark war, sei es, dass wir dazu noch zu klein bzw. zu unterschiedlich alt waren, auf jeden Fall diesseits der Backfischallüren.
Auch «Kastenunterschiede» gab es kaum: Die Ärmeren durften im Frühling früher barfuss gehen, während wir andern – gewiss auch nicht Begüterten – darum betteln und warten mussten, bis auf den Churfirsten der letzte Fleck Schnee verschwunden war.
Noch ein Zeichen von Kaste: Beim Betzeitläuten war jedes Spiel abzubrechen, und man hatte nach Hause zu eilen. Das war ehernes, ungeschriebenes Gesetz. Wer da noch blieb, erntete Missfallen; aber mit Reich und Arm hatte es eigentlich nichts zu tun, nur mit Ordnung und Verwahrlosung.

Weltgeschichte

Es konnte auch geschehen, dass Weltgeschichte in unsern kleinen Kreis eindrang. Da waren plötzlich eine «Erschébet» und andere Ungarkinder beim Spielen dabei. Ich weiss, dass «Erschébet» sich anders schreibt, aber für uns war sie «Erschébet» so wie ein Georges eben ein Schorsch war. Ich zürne heute, wenn ich von Kursen höre, die man für fremdsprachige Ferienkinder und ihre schweizerischen «Gegen – oder Mitspieler» plant oder schon durchgeführt hat. Kann man denn wirklich der Eigenständigkeit und dem Sich-Zurechtfinden der Kinder nicht Vertrauen schenken? Es war eine Anregung, die uns bereicherte. An irgendwelche Schwierigkeiten erinnere ich mich nicht. Später – oder früher – sass dann auch eine Rosi Wamprechtshamer, ein Münchner Mädchen, bei uns zuhause mit am Tisch, auch sie eine «Fremdsprachige». Ich entsinne mich noch wohl, wie ich ihr beibringen wollte, was ein «gnappelnder Zahn» sei.
Eines der frühesten weltgeschichtlichen Ereignisse, das ich auf meine Weise miterlebt habe, war die Ausrufung des Generalstreiks oder eher das Aufgebot der Armee. Die Sturmglokken läuteten. Menschen eilten herbei, sprachen erregt, fuchtelten herum, und ich stand da eingekeilt zwischen Riesenbeinen und unentrinnbar mit dem unverständlichen Geschehen verbunden. Es klingelte die Ausruferglocke. Stille. Durch eine Spalte zwischen all den Beinen sah ich einen Mann mit einem Blatt Papier, von dem er einen Text herunterlas. Wenn ich mich recht erinnere, verzogen sich die Leute still und gedrückt. Natürlich verstand ich nichts von allem, was um mich geschah.
Aktive «Weltgeschichte»: Wir hatten als Kindergartenkinder auf den abgeernteten Feldern Ähren zu lesen, und da ich barfuss ging, schmerzten mich die Stoppel-Löcher in den Sohlen recht heftig. Ein Davonlaufen und Weinen lag nicht drin. Alsdann folgte die zweite Nachlese: Wir gingen hinter den beladenen Erntewagen her und sammelten die heruntergefallenen Körner ein. Es hat kürzlich an meinem Arbeitsplatz ein junger Mann ein Stück Brot in meinen Papierkorb geworfen. Ich habe ihn gebeten, es nicht zu wiederholen. Brot sei mir heilig. So sei ich erzogen worden. Er hat mich erstaunt angeschaut.
Ein Zweig «Weltgeschichte» war mir Spiel: Das Spiel mit Rationierungsmarken, die es im Lädeli bei meiner Grossmutter natürlich zuhauf gab. Das Lädeli lag drei Stufen tiefer als der Eingang. Auf diesen Stufen sass ich vergnügt und ordnete die Märklein, nach welchen «Systemen» und «Mustern» weiss ich freilich nicht mehr.

Düfte

Dieses Lädeli und dieses Haus: Welche Düfte! Da waren die Düfte der Spezereien und Gewürze. Gerade, dass man nicht wusste, wovon sie sich eigentlich zusammensetzten, gab ihnen zusätzliches Geheimnis.
Dann, hie und da besonders hervorstechend: Petrol. Auch das: Unschuldige Wonne! Täglicher Krimi! Oben in der Küche mit dem grossen Schiefertisch und dem Holzherd stand eine neue Errungenschaft: eine Art Petrolherd: Ein Behälter mit Petrol musste an einem Stab rasch nach oben geschoben und unten musste zur genau richtigen Zeit mit einem Anzünder die Flamme entfacht werden. Zehnmal klappte es nicht, und die Zeremonie begann aufs neue. Wehe aber, wenn es zu gut klappte: es gab eine riesige Stichflamme, es «explodierte», wie sie sagten. Wenn aber das Kunststück gelungen war, eine Flamme wie auf einem Gasherd zu erzeugen, war es nicht etwas Selbstverständliches: der Mensch hatte das Feuer erschaffen, immer wieder aufs Neue. Es kommt wohl einem Wunder gleich, dass nie jemand zu Schaden kam und dass die holzgetäferte Wand nie Feuer fing. Petrol auch in der Stube: Ich weiss nicht, war die Elektrizitätsversorgung damals noch schlecht,

waren die Gewitter über dem Toggenburg besonders tückisch – auf jeden Fall brannte an gar manchem Abend die Petrollampe auf dem Tisch und zwang zu jener abendlichen Musse, die ich später immer mehr verlor. In den verstreuten Bauernhäusern war vielfach überhaupt keine Elektrizität eingerichtet, so dass das Haus nie aufhörte, nach Petrol zu riechen, da ja die Grossmutter Petrol verkaufte.
Düfte: Da war die Tabakkammer mit ihren holländischen (?) Tabakrollen und die Seifenkammer mit ihren Vorräten an Kernseife, beides Räume mit unverkleideten dunklen Balkenwänden.
Und schliesslich: Traum aller Träume: Der frisch gewichste Stubenboden, der den Sonntag verhiess. Er wurde gespänt, gewichst, geblocht, und ich durfte auf den Blocher sitzen, von dem ich immer wieder herunterpurzelte. Das Sonntagstischtuch über den Tisch, Blumen darauf: Der Sonntag durfte kommen! Am Morgen zog die Grossmutter das schöne Kleid und das Kapöttchen an, sagte zu den Zurückbleibenden: «Gomet wohl» und ging zur Kirche. Wir andern trugen auch unsere Sonntagskleider – heute ist der Sonntag dazu da, die bequemsten Klamotten anzuziehen, und ich mache mit. Sonntage sind Tage der Freiheit geworden; ihre Feierlichkeit haben sie verloren. Nur wenn mir der Duft von Bodenwichse in die Nase steigt, erinnere ich mich an jene Sonntage, die längst untergegangen sind. Ein Spaziergang gehörte meist dazu – weitere Düfte, Heu und verdorrte Nadeln an sonnigen Waldrändern, dazu die Lindenbäume vor dem Schulhaus und neben der Kirche ...und zuhause Tee und Kuchen.
Manchmal frage ich mich, ob wir heute nur noch einen Einheitsbrei aus Gerüchen haben, ob wir dieses Sinnesorgan, das uns so reiche Erlebnisse und Erinnerungen bringen würde, vernachlässigen oder ob mein alt gewordenes Riechorgan die Fülle der Verschiedenartigkeit nicht mehr erfasst. Schade!

Einbruch des Bösen

Auch in meiner glücklichen Kindheit fehlten dunkle Stunden und Tage nicht.
Da war der «Bach». Meine Versuche, einen Namen zu finden, schlugen fehl. Mein Bruder antwortete mir: «Das war einfach der Bach». Auf einer Wanderkarte 1:25'000 schlängelt sich ein dünnes Äderchen das Wier hinunter – namenlos. Wahrscheinlich hat auch dieser Bach seinen Namen wie alles in dieser Welt. Aber wir wussten, wovon wir sprachen – das Wässerlein hiess «Bach». Normalerweise plätscherte es harmlos vom Wier daher und verschwand in einem – wohl zu engen – Kanalisationsrohr. Aber ein geringes Gewitter genügte, und schon wälzte es sich der Strasse nach an unserm Haus vorbei. Wir konnten damit rechnen, dass es den Käsekeller überflutete. Gewöhnlich genügte es, möglichst rasch die nicht gerade dicht schliessenden Holzladen aussen zu schliessen und die Käse in höhere Gestelle zu verfrachten. Aber wie oft ist meine fromme Grossmutter in ihrer Kammer verschwunden und hat inbrünstig gebetet, die Flut möge rasch vorübergehen. Einmal tobte das Wasser besonders schlimm, die Sturmglocken läuteten, Feuerwehr und Nachbarn schaufelten mit aller Macht und versuchten, dem Wasser einen andern Weg zu bahnen, auf dass es nicht auch noch das kleine Brücklein oberhalb des Hauses wegspüle. Verängstigt schauten wir aus den Fenstern, stets in Gedanken daran, das Haus könnte unterspült werden. Diesmal betete nicht nur die Grossmutter! Es war die letzte Überschwemmung, die uns heimsuchte. Bach und Grundmauern des Hauses wurden saniert.
Auch Feuersbrünste ängstigten mich mit ihrem flackernden Licht und Schatten, dem berstenden Holz und dem aufgeregten Rufen. Vor allem: Mein Vater war dabei. Und dass er sich nicht scheute, dort zu stehen, wo es am gefährlichsten war, wussten wir. War's die Bürstenfabrik? War's die Weberei? Auf jeden Fall brachte man uns die Kunde, er stehe allein auf dem Dach, und man wisse keinen Augenblick, wann es einbreche. Was blieb uns übrig als zu warten und am Schürzenzipfel zu nagen? Das Warten brachte uns einen übermüdeten, schwarzen Vater nach Hause, den wir in unserem Respekt auch nicht zu berühren gewagt hätten, wenn er nicht so rauchgeschwärzt gewesen wäre.
Tatenlos hatten wir auch einem ganz anderen, länger dauernden Druck standzuhalten: Bei Heberlein geht's schlecht! Wenn es Heberlein schlecht ging, litten nicht nur die direkt betroffenen Arbeiter und Arbeiterinnen darunter – und es waren viele! Das ganze Dorf schien langsamer zu atmen, zu handeln, zu reden. Es wurde weniger gekauft, weniger Aufträge wurden erteilt. Fürs Festen, gut Essen und Trinken, hatte schon gar niemand mehr Lust. Niemand nahm sich vom allgemeinen Kummer aus, und gross war die Erleichterung und Erlösung, wenn sich wieder ein leichter Anstieg anzeigte, bis dann allmählich das Räderwerk wieder seinen normalen Rhythmus gefunden hatte.
Für ein kleines Mädchen war der Druck besonders stark, weil es den Grund dafür nicht erkennen konnte. Dieses Nicht-verstehenkönnen einer veränderten Atmosphäre oder von «Gesprächen hinter vorgehaltener Hand» war für das Kind immer schwer, und ich frage mich heute, ob man Schweres, das die ganze Gemeinschaft beschäftigt, nicht, soweit wünschenswert, kindergerecht erklären sollte. Ausschluss zerbricht die Gemeinschaft, die Zusammengehörigkeit.

Phantasie

Zurück zu Freundlicherem!
Womit mich meine Kindheit am reichsten beschert hat, ist mit dem Ausleben von Phantasie. Alle Möglichkeiten hat sie mir zu Füssen gelegt, hat sie in den Bäumen für mich bereitgehalten und am Himmel in den ziehenden Wolken immerwährend neu herbeigezaubert.
Im Schulhaus hatte es einen riesigen kahlen Vorraum vor der Wohnung (so riesig war er vielleicht gar nicht...), darüber, durch eine Zugtreppe zu erreichen, einen Estrich mit alten Sachen aller Art, vor allem Stoffen.

Einer meiner Brüder war besonders begabt und erfand Theaterstücke für uns. Deren Inhalt? Keine Ahnung, aber wir spielten mit Leidenschaft und – mit fast nichts.
Bei der Grossmutter hinter dem Haus standen zwei Bäume, gerade weit genug auseinander, um eine Hängematte einzuspannen, aber auch ein Seil, auf dem ich meine Zirkusnummer spielte. Denn Zirkus war die zweite Leidenschaft, die allerdings nicht sehr lange anhielt.
Es blieb die Wiese, in die ich mich legte und den tausend wechselnden Gestalten der Wolken zuschaute, die mir Geschichten erzählten. Und es blieben Wälder mit Moos und Zweigen, aus denen man kleine Hütten und Gärtchen mit Monatsblümchen und Hahnenfuss, eingezäunt mit weiteren Zweigen, bauen konnte. Es blieb die Thur, in der man herumturnen und kleine Seen und Ableitungen mit Steinen und Sand errichten konnte.
Im Haus aber warteten weitere Schätze in den Estrichen und Dachschrägen: uralte Bücher, Spieldosen und vor allem Dinge, die sich beim Spiel auf irgendeine Weise veränderten, vervielfachten: Bilderbücher, deren Seiten beim Umblättern sich senkrecht aufstellten und so eine kleine Bühnenausstattung darstellten, andere, deren Seiten beim Umblättern waagrecht dreifach geteilt waren, so dass immer neue Gesichter erschienen, kleine Glückwunschkarten mit Engelchen und «Viel Liebes» und Vergissmeinnicht, die sich ebenso ausfächerten wie die Bücher, Messingbecher, die wie «Puppen in der Puppe» ineinander gestellt werden konnten, und doch war jeder Becher ein genaues Gewicht. Wie hätte man da nicht auf Entdeckungsfahrten gehen und spielen sollen!

Familie

Ich habe recht wenig von meiner Familie erzählt: Sie war einfach da, toggenburgisch von Vater wie Mutter her. Dass mein Vater Schullehrer war, ergibt sich ja schon aus meinem Geburtsort. Er war freilich daneben ein rühriger Mann. Zum Beispiel war die Bürstenfabrik zum grossen Teil dank seiner Bemühungen entstanden, und die Gründung der Spar- und Darlehenskasse war seiner Initiative zu verdanken. Er kaufte auch mit einem untrüglichen Sinn fürs «Händele» da und dort einen bankrotten Laden, wodurch ich, wenigstens vorübergehend, wieder zu neuen Spielsachen kam. Wie er das alles ohne Eigenkapital fertigbrachte, ist mir heute ein Rätsel. Aber was soll's: Von all dem und weiterem wusste ich in jenen Kindheitsjahren nichts.
Ich hatte einen Vater und eine Mutter und – damals noch – zwei Brüder, eine Menge Verwandte verschiedenen Grades. Ich fühlte mich rundum geborgen, auch wenn mancherlei Fährnisse nicht ganz unbemerkt an mir vorbeigingen. Ich hatte wohl die glückliche Gabe, sie nicht zur Kenntnis zu nehmen oder sie nicht in den Bereich meiner eigenen versponnenen Welt eindringen zu lassen.
Wirklich erfahren und erlebt habe ich den Tod meines Grossvaters und das gemessene Schreiten hinter dem Sargwagen her, ein «richtiges» Begräbnis eben mit einer langen Reihe dunkel gekleideter Menschen. Begräbnisse gehörten aber im übrigen beinahe zu meinem täglichen Leben, grenzte doch unser Wieslein an den Friedhof. Vielleicht ist mir der Tod darum bis heute ein Vertrauter geblieben.
Kleine Welt, kleinster Ausschnitt einer kleinen Welt. Toggenburg? Ich habe während des Schreibens manchmal gestockt und gestutzt: Kann man auch nur im Rahmen der eingangs beschriebenen eingeschränkten «Wahrheit» über frühe Kindheitserlebnisse reden? Sie tauchen immer wieder nur als «Bruchstücke von Bruchstücken» auf, zersplittern, wenn man sie halten oder zusammenfügen will, und man ist versucht, sie mit dem, was man später erzählen gehört hat, zu einem gefälligen Geschichtlein zu formen. Es wird jedem Chronisten überlassen bleiben, zu entscheiden, ob er durch das Einflechten fremder Elemente das bisschen unscheinbare Wahrheit verbiegen oder ob er bei seinem schlichten Eigenen bleiben will. Ich habe den zweiten Weg gewählt.